



WESTFÄLISCHE  
WILHELMS-UNIVERSITÄT  
MÜNSTER

› **Empirische Antworten  
auf philosophische Fragen?  
Zum Verhältnis von philosophischer Ethik  
und empirischer Glücksforschung**

Kurt Bayertz



Preprints and Working  
Papers of the Centre for  
Advanced Study in Bioethics  
Münster 2012/49



## › Empirische Antworten auf philosophische Fragen? Zum Verhältnis von philosophischer Ethik und empirischer Glücksforschung

Kurt Bayertz

In der Hitliste der Themen, die unser alltägliches Denken in Anspruch nehmen, steht das Glück sicher nicht auf einem der obersten Plätze. Wir beschäftigen uns mehr mit dem Einkauf für das nächste Wochenende, mit den aktuellen Fußballergebnissen oder dem Verbleib unserer Brille („Wo steckt das verdammte Ding schon wieder?“), als mit der Frage, ob wir glücklich sind oder ob es unsere Partner, unsere Freunde oder unsere Kollegen sind. Andererseits fällt das Nachdenken über das Glück aber auch nicht unter die Kategorie ‚exotisches Verhalten‘. Jedenfalls dann nicht, wenn wir den Terminus ‚Glück‘ in einem undramatischen Sinne verstehen: als einen Begriff, mit dem wir uns darauf beziehen, wie es jemandem geht.

Man kann die *philosophische* Frage nach dem Glück als eine Art Verlängerung alltäglicher Überlegungen ansehen, die wir über die Qualität des Lebens einer Person anstellen. Sie ist das Bemühen, dieses alltägliche Fragen von der Ebene konkreter, punktueller, kontextbezogener Urteile auf die abstraktere Ebene einer allgemeinen Theorie zu heben. Spätestens seitdem Sokrates die Philosophie vom Himmel herabgeholt und in der menschlichen Gesellschaft heimisch gemacht hat, gehört die Frage nach dem Glück zum Kernbestand der Probleme, mit denen sich das philosophische Denken befasst. Sie bildet den Kern dessen, was in der Antike und weit darüber hinaus ‚Ethik‘ hieß. Nach einer Periode eher mäßigen Interesses an der Glücksfrage hat die Beschäftigung mit ihr in der jüngeren Vergangenheit wieder deutlich zugenommen. Je schwächer die Hoffnung auf eine menschenfreundliche Gestaltung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in den vergangenen Jahrzehnten geworden ist, desto stärker wurde das Interesse am (individuellen) Glück und seinen Konstituenten. In der internationalen philosophischen Diskussion erleben daher nicht nur einzelne Theoreme und Begriffe der antiken Ethik eine Renaissance: Ihr ganzer Ansatz als Theorie des guten oder glücklichen Lebens erscheint aktueller denn je.

## 1. Eine Wissenschaft vom Glück

Doch wie weit ist das philosophische Denken bei der Entwicklung einer allgemeinen Theorie des Glücks gekommen? Auch ein wohlwollender Blick auf die zweieinhalbtausendjährigen Bemühungen seit Sokrates wird nicht übersehen können, dass von durchschlagenden Erfolgen keine Rede sein kann. Nicht, dass die Philosophen keine Antworten zu geben wüssten; wie immer besteht das Problem darin, dass sie zu viele geben. Wer theoretische Klarheit über das Glück wünscht, sieht sich mit einer Fülle konkurrierender und divergierender Angebote konfrontiert. Gerade in den Kernfragen (‚Was ist ‚Glück‘?‘ und ‚Wie wird man glücklich?‘) gehen die Ansichten nach wie vor weit auseinander. Es sind grosso modo noch immer die zentralen Kontroversen der Antike, die die philosophische Debatte auch heute prägen: vor allem die Konfrontation zwischen subjektivistischen und objektivistischen Deutungen des Glücks.

Was zeigt dieser Überschuss an inkompatiblen Ergebnissen des philosophischen Denkens in einem Bereich, den es selbst unter seine Kernkompetenzen rechnet? *Eine* mögliche Antwort besteht in der These, dass es sich bei der Frage nach dem Glück um ein Problem handelt, für das es keine allgemeine theoretische Lösung gibt, weil es keine geben *kann*. Das Glück ist demnach eine gänzlich subjektive, individuelle, kulturrelative oder kontingente Sache und daher nicht in allgemeinen Begriffen fassbar. So sind nach Kant „alle Elemente, die zum Begriff der Glückseligkeit gehören, insgesamt empirisch“<sup>1</sup> und daher kein möglicher Gegenstand philosophischer Erkenntnis. – Anders motiviert und begründet, im Ergebnis aber nicht allzu weit entfernt von der Kantischen These, das Glück sei eine gänzlich empirische Angelegenheit, sind die neueren Bemühungen, das menschliche Glück aus den ungelenten Händen der Philosophie zu befreien und in die Kompetenz der *wissenschaftlichen* Forschung zu legen. Ausgesprochen oder unausgesprochen steht hinter diesen Bemühungen die Überzeugung, dass echte Einsichten über das Glück nur dann gewonnen werden können, wenn es nicht mehr nur mit den Mitteln spekulativen oder begrifflichen Denkens, sondern mit dem anderweitig so erfolgreichen Instrumentarium der empirischen Wissenschaften angegangen wird. Tatsächlich haben sich in der jüngeren Vergangenheit, weitgehend unbemerkt von der Philosophie, Vertreter verschiedener Fachwissenschaften dem Thema ‚Glück‘ zugewandt und eine Vielzahl von damit verbundenen Problemen empirisch untersucht. Die folgende Aufzählung gibt einen (unvollständigen) Eindruck von der Breite dieser internationalen ‚Forschungsfront‘, insbesondere von der Fülle der beteiligten Disziplinen mit ihren jeweils unterschiedlich akzentuierten Fragestellungen:

- Zunächst ist die *Psychologie* zu nennen. Nachdem sie sich in den ersten hundert Jahren ihrer Existenz vornehmlich, wenn nicht ausschließlich mit krankhaften Störungen der menschlichen Psyche, mit Leiden wie Depression und mit negativen Gefühlen wie Angst befasst hat, ist das Interesse an der gesunden Psyche und an positiven Gefühlen wie Freude inzwischen deutlich gestiegen. Auf der Basis dieser Verschiebung des Forschungsinteresses hat sich in den vergangenen beiden Jahrzehnten das Konzept der „Positiven Psychologie“ herausgebildet und international etabliert, das sich auf die Untersuchung der Bedingungen und Faktoren menschlichen Glücks konzentriert.
- Auch in den *Sozialwissenschaften* ist das Interesse am Glück deutlich gestiegen. Hier geht es weniger um die Untersuchung des Glücks von Individuen als um das Glück von

1 Kant 1785/1968, 418.

Gruppen oder ganzen Nationen. Erst seit wenigen Jahrzehnten sind die dafür notwendigen Erhebungen finanziell, technisch und methodisch möglich. So gibt es inzwischen in verschiedenen Ländern großangelegte Longitudinalstudien, in denen neben anderen Daten auch solche über die Lebenszufriedenheit und -qualität über Jahre hinweg erhoben und ausgewertet werden. Dazu gehört auch das in Deutschland seit 1984 regelmäßig durchgeführte „Sozio-ökonomische Panel“; die hier gesammelten Daten machen es möglich, die Entwicklung der kollektiven Lebensverhältnisse in Deutschland unter verschiedenen Gesichtspunkten einschließlich des Wohlergehens festzustellen, aber auch die biographische Entwicklung einzelner Personen nachzuverfolgen und auf diese Weise z. B. die Auswirkungen markanter Lebensereignisse wie Heirat oder Tod des Partners auf das Glück zu ermitteln. Auf der Basis solcher Daten ist es dann auch möglich, das Wohlergehen in verschiedenen Ländern miteinander zu vergleichen.

- Wenn man davon ausgeht, dass unser Glück auch von der Verfügbarkeit bestimmter Güter wie Lebensmittel oder Medikamente abhängt; und wenn man weiter in Rechnung stellt, dass die Strategien und Mechanismen der Versorgung mit solchen Gütern Gegenstand der Wirtschaftswissenschaften ist; so wird schnell klar, dass das Glück auch ein für die *Ökonomie* relevantes Thema ist. Im 18. Jahrhundert und teilweise auch später war dies eine Selbstverständlichkeit unter Ökonomen; später erschien der Glücksbegriff vielen als zu vage und zu subjektivistisch und verschwand aus der Theoriebildung. In den letzten Jahren hat sich dieser Trend wieder umgekehrt.
- Schließlich ist das Glück auch ein Thema verschiedener *biologischer Wissenschaften* geworden, darunter der Evolutions- und Neurobiologie, der Genetik und der Medizin. Untersucht werden hier vor allem die verschiedenen Arten biologischer Faktoren, die mit Glückszuständen (kausal) verbunden sind. Dazu gehören etwa die individuellen genetischen Dispositionen für Glück oder, im Gegenteil, für Depression und andere psychische Störungen; sowie auch die epigenetischen oder sonstigen Faktoren, die Einfluss auf das Glück haben können, z. B. das Geburtsgewicht oder die Ernährung. Zunehmend erforscht werden auch die neuronalen Substrate verschiedener emotionaler Zustände und die Zusammenhänge zwischen Gehirnprozessen und dem „affektiven Stil“ eines Individuums. Aus einer evolutionstheoretischen Perspektive stellt sich die Frage nach den Möglichkeiten und Schwierigkeiten des menschlichen Glücks: Hat das Glück im Rahmen unseres *species design's* überhaupt adaptiven Wert oder ist es biologisch eher dysfunktional?

Betrachtet man die Vielfalt dieser Ansätze als Momente eines gemeinsamen Unternehmens, so zeichnet sich am Horizont eine *Wissenschaft vom Glück* ab, die in nicht allzu ferner Zukunft genau das zu leisten verspricht, woran das philosophische Denken in seiner langen Geschichte gescheitert ist: die Identifikation gesicherter Tatsachen und auf dieser Basis eine belastbare allgemeine Theorie des Glücks.<sup>2</sup> Der Philosophie scheint damit im Hinblick auf das Glück ein ähnlicher Prozess bevorzustehen, wie sie ihn im 17. Jahrhundert hinsichtlich der Natur durchzumachen hatte, als bis dahin für genuin philosophisch gehaltenen Fragen wie die nach der Struktur der Materie oder nach der Entstehung des Kosmos in den Zugriff der experimentellen

2 Von einer „Glückswissenschaft“ bzw. „Wissenschaft vom Wohlergehen“ ist in verschiedenen Buchtiteln als einer bereits bestehenden Tatsache die Rede. So bei Diener 2009 oder bei Huppert, Baylis und Keverne 2005. Einen guten Überblick über das gesamte Forschungsfeld gibt die vierbändige Aufsatzsammlung Huppert und Linley 2011.

Methode gerieten und aus dem Kompetenzbereich der Philosophie in den von Naturwissenschaften wie Physik und Chemie übergingen. Wird also die Frage nach dem Glück ihre ethische Heimat verlassen und in das gelobte Land der empirischen Wissenschaften auswandern?

Dieses Bild zeichnen jedenfalls die Psychologen Pelin Kesebir und Ed Diener in einem gemeinsamen Aufsatz mit dem programmatischen Untertitel „Empirical Answers to Philosophical Questions“. Beachtenswert ist dieser Aufsatz nicht zuletzt deshalb, weil seine Autoren die zweieinhalbtausendjährigen philosophischen Bemühungen um das Glück überhaupt der Erwähnung für würdig erachten. Die große Mehrheit der mit dem Glück befaßten empirischen Wissenschaftler machen sich diese Mühe gar nicht erst und halten die philosophischen Reflexionen der Vergangenheit, aber natürlich auch der Gegenwart, offenbar für vollständig irrelevant. Kesebir und Diener hingegen schreiben diesen Bemühungen das Verdienst zu, wichtige Fragen aufgeworfen zu haben, an deren Beantwortung sich die heutige empirische Wissenschaft versuchen kann.

Our discussion suggests that, though some thinker's insights about the nature of happiness were penetrating and profound, the arguments of numerous other philosophers simply could not be substantiated by available data. These great minds provided the most important questions regarding happiness, yet their answers disagreed with each other more often than not. It was by looking at the questions posed by philosophers and by using the methods of science that we have been able to provide some initial answers to crucial questions that have vexed thinkers for millennia. If we have seen farther than our betters, it was by standing on the shoulders of the great philosophers and on the platform of science.<sup>3</sup>

Das klingt höflich und ist vermutlich auch so gemeint. Der anschließende Satz plädiert jedenfalls nicht für eine Überwindung der Philosophie, sondern für eine produktive Zusammenarbeit zwischen Philosophie und empirischer Wissenschaft:

It is our hope that the fields of philosophy and psychology will continue to mutually inspire and enrich each other, so that future psychologists and philosophers will be able to see even farther.

In aller Höflichkeit ist damit gesagt, (a) dass die Philosophie zwar Fragen zu stellen, aber nicht zu beantworten vermag; und (b) dass ihre großen Leistungen in der Vergangenheit liegen, während der Wissenschaft die Gegenwart und vor allem die Zukunft gehört. Der Philosophie bleibt das Schicksal, die pensionsreife Themensouffleuse für die empirische Forschung zu geben. Ob das eine attraktive Rolle im glückstheoretischen Theater der Zukunft ist, kann uns gleichgültig bleiben. Wir wollen wissen, was Glück ist und wie man glücklich wird; und wenn uns die Empiriker bessere Antworten auf diese Fragen geben, so gibt es keinen vernünftigen Grund, thematische Prärogativen für die Philosophie zu reklamieren. Und in diesem Fall wird die Theorieentwicklung auf die Wünsche philosophischer Glückstheoretiker ebensowenig Rücksicht nehmen, wie sie es im 17. Jahrhundert auf die angesichts des Aufstiegs der Physik indignierten Naturphilosophen tat.

3 Kesebir und Diener 2009, 71.

## 2. Was wollen wir wissen?

Wenn die empirische Wissenschaft sich anschickt, die Fragen der Philosophie endlich zu beantworten, so setzt das natürlich voraus, dass klar ist, welche Fragen die Philosophie gestellt hat. Und wenn, wie oben angedeutet, das philosophische Denken eine ‚Verlängerung‘, eine Theoretisierung, Methodisierung, Professionalisierung des Alltagsdenkens ist, dann können wir weiter fragen: Was wollen wir im Alltag wissen, wenn wir nach dem Glück fragen? – Kessler und Diener scheinen hier überhaupt kein Problem zu sehen: die klassischen Philosophen, auf deren Schultern sie nach eigenem Bekunden stehen, haben nach dem Glück gefragt! Und dasselbe tun wir auch im Alltag.

In einem gewissen Sinne und auf den ersten Blick ist das natürlich richtig. Einleitend wurde daher auch schon gesagt: Wenn wir nach dem Glück fragen, interessiert uns das Wohlergehen, die Qualität des Lebens einer Person (oder Personengruppe); interessiert uns, wie es ihr geht. Auf den zweiten Blick aber wird erkennbar, dass diese Bestimmung noch zu unspezifisch ist. Denn die Frage nach der ‚Lebensqualität‘ kann sich auf ganz unterschiedliche Dinge beziehen; und mit ‚Glück‘ können sehr unterschiedliche Phänomene gemeint sein:

- Ist damit ein subjektiver Zustand gemeint, ein Zustand psychischen Wohlbefindens etwa; oder ein objektiver Zustand, der beispielsweise Gesundheit und Wohlstand einschließt?
- Sind damit kurze Episoden des Lebens gemeint; oder eher lange Perioden, letzten Endes das ganze Leben einer Person?
- Sind damit euphorische, extatische, rauschhafte Zustände gemeint; oder reicht eine gewisse Zufriedenheit, um von ‚Glück‘ sprechen zu können?
- Ist ein faktisch gegebener Zustand gemeint, über dessen Vorliegen die betreffende Person souverän zu urteilen vermag; oder fragen wir nach Eigenschaften eines Lebens, die auch aus der Außenperspektive erkennbar sind?
- Ist ein bloß innerer Zustand gemeint; oder muß dieser Zustand objektive evaluative Eigenschaften haben, also z. B. moralisch respektabel sein?

Es ist leicht erkennbar, dass zwischen einigen dieser Alternativen Beziehungen bestehen. Wer etwa der Ansicht ist, dass „zur Idee der Glückseligkeit ein absolutes Ganzes, ein Maximum des Wohlbefindens, in meinem gegenwärtigen und jedem zukünftigen Zustande erforderlich ist“<sup>4</sup>, der wird mit ‚Glück‘ eher kurze Episoden des Lebens meinen (und zu dem Schluß kommen, dass es ein glückliches Leben nicht geben kann oder dass es eine rare Ausnahme bleiben wird). Und wer davon ausgeht, dass ‚Glück‘ ein objektiver Zustand ist, legt sich zugleich darauf fest, daß dieser Zustand nicht nur von Innen, sondern auch von Außen diagnostizierbar ist.

Aber welche dieser Auffassungen ist die richtige? Es dürfte nicht schwer sein, sich für *jede* der genannten Fragen eine Situation vorzustellen, in der wir sie sinnvoll stellen können. Um nur ein Beispiel zu nehmen: Wir können bei der Beerdigung von Tante T. sinnvoll sagen, dass sie alles-in-allem ein gutes und glückliches Leben geführt hat; und ebenso sinnvoll können wir sagen, dass das Brautpaar bei seiner Hochzeit einen glücklichen Eindruck gemacht hat. Im ersten Fall beziehen wir uns auf ein ganzes Leben; im zweiten auf eine eher kurze Episode (und es bleibt wahr, dass das Brautpaar bei der Hochzeit glücklich war, auch wenn die beiden sich später nur noch gestritten haben und drei Jahre später geschieden wurden). Es ist nicht zu se-

4 Kant, 1785/1968, 418.

hen, dass eine dieser Verwendungsweisen von ‚Glück‘ richtig, die andere aber falsch sein sollte. Anders ausgedrückt: Daß wir in einem Fall das Glück des ganzen Lebens meinen, schließt in keiner Weise aus, dass wir in anderen Fällen ein episodisches Phänomen im Auge haben, wenn wir von ‚Glück‘ sprechen.

Als Ergebnis dieser Überlegung möchte ich eine erste These formulieren, aus der sich so gleich eine zweite These ergibt. (1) Mit dem Ausdruck ‚Glück‘ können unterschiedliche Dinge gemeint sein; und was tatsächlich gemeint ist, hängt von der jeweiligen Situation und ihrem Kontext ab. Die Bedeutung des Glücksbegriffs verändert sich also in Abhängigkeit von dem situativen Kontext, in dem er benutzt wird. (2) Wenn das philosophische Denken am besten als die Explikation und Elaboration dessen zu verstehen ist, was wir im Alltag denken, sagen oder fragen, dann gibt es nicht die eine richtige Theorie des Glücks; es gibt vielmehr verschiedene gleichermaßen mögliche und angemessene Theorien. Angemessen sind sie dann, wenn sie das, worauf es uns in bestimmten Situationen ankommt, systematisch zum Ausdruck bringen.

Aus der Fülle verschiedener Situationen, in denen die Frage nach dem Glück gestellt werden kann, möchte ich nun zwei Typen herausheben, die sich deutlich unterscheiden; und die zugleich relevant sind für die nähere Bestimmung dessen, was die empirische Glücksforschung zu leisten vermag.

Im Situationstyp  $S_1$  haben wir eine Person vor uns, die sich ein Bild vom Leben einer anderen Person (oder Personengruppe) macht und dabei zu dem Urteil kommt, dass es dieser anderen Person gut oder schlecht geht. Im Alltag ist dies gang und gäbe; geschieht meistens eher flüchtig und oberflächlich; und ist irrtumsanfällig wie jedes andere Urteil. Wir können sagen, dass unser Kollege O. wieder einmal schlechte Laune hat; dass die jüngst verstorbene Tante T. ein insgesamt gutes Leben gehabt hat, ein besseres jedenfalls als Onkel A.; oder dass man in der Südsee besser lebt als im Braunkohletagebauebiet.

Im Situationstyp  $S_2$  haben wir es demgegenüber mit einer Person zu tun, die über eine wichtige, ihr weiteres Leben vermutlich stark beeinflussende Entscheidung nachdenkt. Es könnte sich dabei um die Wahl des Studienfachs oder des Berufs handeln, um eine Heirat oder einen Wechsel des Wohnorts. In den dabei angestellten Überlegungen werden vermutlich verschiedene Gesichtspunkte eine Rolle spielen. Einen davon möchte ich besonders hervorheben: Die betreffende Person wird sich die Frage stellen, ob es ihr mit *diesem* Studium und in *diesem* Beruf gut gehen wird, ob sie mit *diesem* Partner oder in *dieser* Stadt glücklich werden wird. Ob in den entsprechenden Überlegungen oder den Gesprächen, die diese Person mit Eltern oder Freunden führt, *der Ausdruck* ‚Glück‘ vorkommt oder nicht; und ob neben den glücksbezogenen Überlegungen auch noch andere (z. B. moralische) Überlegungen eine Rolle spielen ist von sekundärer Bedeutung. Wichtig allein ist, dass die Frage nach den Auswirkungen der jeweiligen Entscheidung auf das künftige Leben und seine ‚Qualität‘ in der Regel von erheblicher Relevanz sein wird. Dies dürfte sich vor allem im negativen Fall zeigen: Wenn die Person zu dem Ergebnis kommt, dass die Wahl dieses Studienfachs oder Berufs, die Ehe mit diesem Mann oder dieser Frau, das Wohnen in dieser Stadt ihrem Glück oder Wohlergehen (vermutlich) abträglich sein wird, dann wird sie dies als einen entscheidenden Grund gegen die betreffende Option ansehen.

Beide Situationstypen unterscheiden sich in mehrfacher Hinsicht. Zu betonen ist zum einen, dass im Fall von  $S_1$  das fragende Subjekt von der Person, um deren Glück es geht, verschieden ist; während beide im Fall von  $S_2$  zusammenfallen. Im Rahmen von  $S_1$  wird die Frage nach dem Glück also aus der Außenperspektive gestellt, im Rahmen von  $S_2$  aus der Innenperspektive. Zum anderen geht es im ersten Situationstypus um ein primär epistemisches Problem: Gefragt wird, ob die betreffende Person glücklich ist und wie sie es geworden ist. Im

zweiten Situationstypus geht es um ein primär praktisches Problem. Gefragt wird: Wie werde ich glücklich?

Meine dritte These lautet nun: Die empirische Glücksforschung ist ausschließlich mit dem Situationstypus  $S_1$  befaßt und hat zu den Problemen, die sich im Rahmen von  $S_2$  stellen, wenig zu sagen.

### 3. Wie empirisch ist die empirische Glücksforschung?

Überblickt man die vielfältigen Studien, die im Rahmen der empirischen Glücksforschung durchgeführt wurden und werden, so lassen sich zunächst grob drei zentrale Forschungsfragen unterscheiden. Zum einen wird untersucht, ob bestimmte (Gruppen von) Individuen glücklich *sind*. Dies geschieht meist mit Hilfe von Fragebögen: Die Individuen werden gefragt, wie zufrieden sie mit ihrem Leben sind oder wie gut sie sich fühlen und gebeten, ihre entsprechende Befindlichkeit quantitativ anzugeben. Dies kann etwa mit Hilfe einer numerischen Skala von 1 bis 10 erfolgen, wobei 1 als ‚sehr unglücklich‘ und 10 als ‚sehr glücklich‘ definiert ist. Solche Untersuchungen werden inzwischen in großem Maßstab, d. h. in repräsentativen Untersuchungen ganzer Populationen durchgeführt. Die dabei gewonnenen Ergebnisse können dann zweitens mit demografischen Faktoren oder anderen Merkmalen korreliert werden. Man kann also untersuchen, ob das Glück mit steigendem Alter zu- oder abnimmt; ob Männer glücklicher sind als Frauen; ob Wohlhabende glücklicher sind als Arme; ob Atheisten glücklicher sind als Gläubige; ob Europäer glücklicher sind als Asiaten. Auf der Basis solcher Korrelationen können dann drittens kausale Hypothesen formuliert werden, die besagen, was glücklich *macht*. Auf diesem Wege nähert man sich der theoretischen Erklärung bestimmter empirischer Phänomene; beispielsweise der Tatsache, dass Einkommenszuwächse ab einer bestimmten Schwelle nicht zu proportionalen Glückszuwächsen führen.

Auf die Einzelheiten dieser Forschung kommt es hier nicht an. Festzuhalten ist aber, dass es sich hier um Aufgaben handelt, für die Philosophen über keine spezifischen, über den common sense hinausgehenden Kompetenzen verfügen. Sie tun daher gut daran, allen Ambitionen auf diesem Gebiet zu entsagen und die Untersuchungen denen zu überlassen, die über entsprechende Mittel und Methoden verfügen: den empirischen Wissenschaften.

Aber sind die Probleme, die sich bei der Erforschung des Glücks stellen, damit erschöpft? Geht es allein um die Feststellung, wer glücklich ist und warum? Lassen sich alle einschlägigen Fragen empirisch beantworten? Und lässt sich mit Hilfe der Empirie alle Philosophie vermeiden? Das ist nicht der Fall (ob ‚zum Glück‘ oder ‚leider‘, kann Geschmackssache bleiben). Der entscheidende Grund dafür besteht darin, dass alle diese empirische Forschung einen Begriff von Glück *voraussetzt*; und dass dieser Begriff daher nicht das *Resultat* von empirischer Forschung sein kann. In dem Aufsatz von Kesebir und Diener wird dies deutlich, wenn die Autoren darauf hinweisen, daß ein klar definierter und operationalisierter Glücksbegriff unerlässlich ist, um eine ‚Wissenschaft vom Glück‘ aufbauen und vorantreiben zu können. Dafür bietet sich ihrer Überzeugung nach das Konzept des ‚subjective well-being‘ (SWB) an, das Diener in vielen Arbeiten entwickelt und begründet hat. Dieses Konzept schließt zwei Komponenten ein: zum einen die affektive Bewertung eigener Stimmungen und Emotionen, zum anderen die kognitive Beurteilung der eigenen Zufriedenheit, die aufgeschlüsselt werden kann in die Zufriedenheit mit verschiedenen Lebenssphären (Gesundheit, Arbeit, Partnerschaft). Auf die Vorzüge oder Mängel dieses Konzepts kommt es hier nicht an. Entscheidend ist zunächst lediglich, dass sich die Autoren mit diesem Konzept auf den Boden einer bestimmten *philosophischen* Position in der Glücksdebatte stellen. Das SWB-Konzept ist eine Variante jenes Subjektivismus,

für den das Glück (a) ein psychologischer Zustand ist und zu dem (b) das betreffende Subjekt einen privilegierten Zugang hat. Von einer Überwindung der Philosophie durch empirische Forschung kann hier offensichtlich keine Rede sein.

Dies zeigt sich weiter an der Art und Weise, in der Kesebir und Diener ihr SWB-Konzept *rechtfertigen*. Ihr zentrales Argument besagt nämlich, dass die objektivistischen Glückskonzeptionen der Antike das Resultat eines elitären Misstrauen gegenüber den intellektuellen Kompetenzen der „Vielen“ gewesen sei, während das SWB-Konzept die subjektive Natur des Glücks betont und deshalb die betreffenden menschlichen Individuen als „the single best judges of their own happiness“<sup>5</sup> ansieht. Mit dieser Abgrenzung vom Elitismus der Antike soll zum Ausdruck gebracht werden, dass es unter den Bedingungen einer modernen demokratischen Gesellschaft unangemessen wäre, der Mehrheit der Bevölkerung die Urteilskompetenz hinsichtlich ihres eigenen Glücks abzusprechen. Jedes Individuum soll vielmehr als souverän hinsichtlich seines eigenen Glücks anerkannt werden.

Was auch immer man von diesem Argument halten mag: In jedem Fall ist es kein empirisches, sondern ein moralisch-politisches Argument, wie es auch von philosophischer Seite aus vorgebracht und verteidigt werden könnte. Kesebir und Diener entscheiden sich also nicht nur für eine bestimmte philosophische Position als Grundlage ihrer empirischen Forschung, sondern rechtfertigen diese Entscheidung durch genuin philosophische Argumente. – Verallgemeinert heißt das: Jede empirische Glücksforschung setzt ein theoretisches Verständnis von ‚Glück‘ voraus, das seinerseits nicht ausschließlich empirisch gerechtfertigt werden kann. Bei der Begründung eines solchen Verständnisses erweisen sich damit Argumentationsformen als unvermeidbar, wie sie für die Philosophie charakteristisch sind. Philosophie (oder genauer: philosophische Denk- und Argumentationsformen) lässt sich also nicht vermeiden.

Dieser Befund lässt sich an zwei Punkten erhärten. Zum einen bei der Frage der Werturteilsfreiheit. Kesebir und Diener weisen objektivistische Glücksbegriffe zurück, weil diese auf Werturteilen beruhten und daher nicht wissenschaftlich objektiv seien. Sie übersehen dabei aber, dass sie selbst das von ihnen vertretene SWB-Konzept mit einem normativen Argument begründen. Zum zweiten lässt die konstatierte Unvermeidbarkeit von philosophischen Denk- und Argumentationsformen erwarten, dass wir in den Grundlagenfragen der empirischen Glücksforschung ähnliche Kontroversen finden, wie wir sie seit jeher in der philosophischen Debatte antreffen. Genau das ist der Fall: Neben dem von Kesebir und Diener favorisierten SWB-Konzepts finden wir tatsächlich auch konkurrierende objektivistische Konzepte, die sich in Anknüpfung an antike Vorbilder oft „eudämonistisch“ nennen.<sup>6</sup> Auch in diesem Punkt kann also von einer Überwindung der Philosophie nicht die Rede sein.

Kesebir und Diener räumen dann auch beiläufig ein, dass ihr SWB-Konzept kein Begriff von Glück oder Wohlergehen schlechthin ist, sondern nur ein „proxy“; und dass die empirische Forschung daher keine „direkten“ Antworten auf philosophische Fragen zu liefern vermag.

It is reasonable to use subjective well-being as a proxy for well-being, even if it is not a perfect match. Admittedly, current empirical psychological research cannot directly answer the ancient philosophical question of how to live well. As researchers of subjective well-being, our hope is that we answer this question indirectly by illuminating a *sine qua non* of the good life – namely subjective well-being.<sup>7</sup>

5 Kesebir und Diener 2009, 61.

6 Kesebir und Diener erwähnen selbst die Arbeiten von Ryan und Deci 2000, sowie von Ryff und Singer 1996.

7 Kesebir und Diener 2009, 62.

Das ist eine deutlich abgespeckte Version des in der Überschrift ihres Aufsatzes erhobenen Anspruchs, empirische Antworten auf philosophische Fragen geben zu können. Es ist das Eingeständnis, dass nicht alle relevanten Fragen empirischer Natur sind. Während die Frage, wer wodurch in welchem Maße glücklich (geworden) ist, nur durch empirische Forschung beantwortet werden kann, lässt sich die Frage, was Glück ist, nicht auf diese Weise beantworten. Eine adäquate Definition von Glück ist eher eine Aufgabe des philosophischen Denkens (wenn auch nicht notwendigerweise des Denkens von Philosophen, denn es ist eine offene Frage, ob das philosophische Denken ein Monopolbesitz von Philosophen ist).

Wahrscheinlich liegt hier, wo es um grundlegende begriffliche Probleme geht, jenes Feld, auf dem gelten wird: „philosophy and psychology will continue to mutually inspire and enrich each other“. Denn so wenig auf der einen Seite Definitionsfragen rein empirische Fragen sind, so wenig sind Definitionsfragen angemessen beantwortbar, ohne die relevanten Tatsachen dabei zu beachten. Die von einigen Philosophen vertretene Ansicht, dass begriffliche Fragen analytisch und in keinem Sinne von Tatsachen abhängig seien, sollte verabschiedet werden. Eine adäquate Definition von ‚Glück‘ wird u. a. in Rechnung zu stellen haben, wie dieser Begriff allgemein verwendet und verstanden wird. Um das zu ermitteln, wird man in Zukunft nicht mehr darum herumkommen, die Erhebungen zur Kenntnis zu nehmen, die über das tatsächliche Glücksverständnis der allgemeinen Bevölkerung durchgeführt werden. Wir sind heute nicht mehr, wie seinerzeit Aristoteles, auf vage Mutmaßungen angewiesen, wenn es um die Frage geht, was die diesbezüglichen ‚endoxa‘ besagen.

#### **IV. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen**

1. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich eine interdisziplinäre Forschungsfront etabliert, die den Phänomenbereich ‚Glück‘ mit den Mitteln und Methoden der empirischen Forschung untersucht.
2. Die philosophische Theoriebildung über Fragen des Glücks wird die Resultate dieser Forschung künftig in Rechnung zu stellen haben. So wenig wie Naturphilosophie heute an den Ergebnissen der Naturwissenschaften vorbeikommt, so wenig kann eine Ethik ernst genommen werden, die die Resultate der empirischen Glücksforschung ignoriert.
3. Die empirische Glücksforschung erstreckt sich aber nur auf einen Teil der Fragen, die im Hinblick auf den Phänomenbereich ‚Glück‘ gestellt werden. Sie ist aufgrund ihres methodischen Zugriffs auf die Feststellung von Tatsachen und ihre theoretische Deutung beschränkt.
4. Und auch in diesem Bereich der Feststellung und Deutung von Tatsachen ist sie nicht vollkommen souverän. Die begrifflichen Grundlagen ihrer empirischen Untersuchungen können nicht selbst vollständig mit empirischen Mitteln formuliert werden. Sie ist daher auf einen Denk- und Argumentationstypus angewiesen, der eher für die Philosophie charakteristisch ist.

## **Literatur:**

Kant (1785/1968): Immanuel Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, (Akademie Textausgabe Bd. IV), Berlin 1968.

Huppert, Baylis und Keverne (2005): Felicia A. Huppert, Nick Baylis und Barry Keverne (Hgg.), *The Science of Well-Being*, Oxford/New York.

Diener (2009): Ed Diener (Hg.), *The Science of Well-Being*, Dordrecht.

Kesebir und Diener (2009): Pelin Kesebir und Ed Diener, „In Pursuit of Happiness Empirical Answers to Philosophical Questions“, in: Ed Diener (Hg.), *The Science of Well-Being*, Dordrecht.

Huppert und Linley (2011): Felicia Huppert und P. Alex Linley (Hgg.), *Happiness and Well-Being*, London.

Ryan und Deci (2000): R. M. Ryan und E. L. Deci, „Self-Determination Theory and the Facilitation of Intrinsic Motivation, Social Development and Well-Being“. In: *American Psychologist* 55, 68–70.

Ryff und Singer (1996): C. D. Ryff und B. Singer, „Psychological Well-Being: Meaning, Measurement, and Implications for Psychotherapy Research“. In: *Psychotherapy and Psychosomatics* 65, 14–23.